

In unserem Lehrbuch „Methodik der Kirchengeschichte“ haben Tobias Jammerthal, David Burkhart Janssen, Susanne Schuster und ich im grundlegenden Kapitel „Kirchengeschichte als historische und theologische Disziplin“ formuliert: „Ohne dass der eigene kirchlich-konfessionelle Standort aufgegeben werden muss, kann und sollte dieser Ansatz (von Wolf-Friedrich Schäufele) zu einer bewusst ökumenisch geöffneten Kirchengeschichte weitergeführt werden. Im Sinne der Multiperspektivität kann anderen christlichen Perspektiven, die in der eigenen Geschichte ausgeblendet, unterdrückt, verketzert oder verfolgt wurden, eine Stimme gegeben werden. Sie sollten dabei nicht historiographisch absorbiert, sondern als kritisches Korrektiv in der eigenen Geschichte zur Geltung gebracht werden.“ (Tobias Jammerthal, David Burkhart Janssen, Jonathan Reinert und Susanne Schuster: Methodik der Kirchengeschichte. Ein Lehrbuch, Tübingen 2022, S. 12).

Der letzte Satz ist mir besonders wichtig. Provokative Stimmen müssen als provokative Stimmen stören. Man würde sie nivellieren und zum Schweigen bringen, würde man – und sei es aus ökumenischer Rücksicht – versuchen, sie harmonisch in *eine* Geschichte zu integrieren. Es bleiben verschiedene Perspektiven auf eine Zeit, verschiedene Reformationsgeschichten, die erzählt und gehört werden müssen. Nur so bleibt „das radikale Leben der Täufer – eine Provokation“.

Prof. Dr. Jonathan Reinert lehrt Kirchengeschichte und Ökumenik an der Theologischen Hochschule Reutlingen (Ev.-methodistische Kirche)

BURKHARD NEUMANN

Was das Täufergedenken uns heute bedeutet – eine katholische Perspektive

Da ich den Weg zur Feier des Gedenkens der ersten täuferischen Glaubenstaufe am 21. Januar 1525 in Zürich aus katholischer Perspektive ein wenig mit begleiten durfte, habe ich in den vergangenen Jahren sehr viel über die Geschichte und die Vielfalt, aber ebenso über die aktuellen Debatten innerhalb des Täuferturns lernen dürfen. In diesem Sinne nenne ich im Folgenden nicht nur rein sachlich einige Punkte, an denen die katholische Kirche von den Täufem gelernt hat oder lernen sollte, sondern verbinde sie mit persönlichen Eindrücken und Lernerfahrungen.

1. Wie nicht anders zu erwarten ist der erste Punkt ein vertieftes Nachdenken über die *Taufe*, und zwar sowohl über ihr Verständnis wie über ihre Praxis in unseren Kirchen. Ich finde es ermutigend, welche Verständigungsmöglichkeiten sich aus den zahlreichen ökumenischen Dialogen der vergangenen Jahrzehnte auf allen Ebenen ergeben haben. Gerade dadurch, dass man die Taufe nicht isoliert betrachtet, sondern sie einordnet in den gesamten Prozess des Christwerdens – ein Prozess, der letztendlich ja unser ganzes Leben ausmacht – wurden Annäherungen möglich, die auf jeden Fall weiter zu verfolgen sind. In diesem Zusammenhang nehme ich zum einen wahr, dass die christlichen Kirchen, egal ob täuferische Kirchen oder die katholische Kirche, in unseren Breiten vor denselben Herausforderungen stehen. Sie alle suchen nach Wegen, wie der christliche Glaube in unserer immer säkularer werden Gesellschaft glaubwürdig bezeugt und der kommenden Generation weitergegeben werden kann. Ein manchmal doch sehr idealisierender Blick auf die sogenannten „Freikirchen“, wie er mir im katholischen Umfeld oft begegnet, entspricht sicherlich nicht der Wirklichkeit oder dem Alltag dieser Gemeinden. Ich sehe darin aber gerade eine Chance, nämlich unbeschadet der bestehenden Unterschiede in Lehre und Praxis im Blick auf die Taufe die Verbundenheit im Glauben in den Vordergrund zu stellen. Das könnte uns ermutigen, intensiver als bisher gemeinsam nach Wegen zu suchen, das Evangelium in unserer Zeit den Menschen nahezubringen. Dann ist es vielleicht weniger relevant, ob man von der Taufe her kommt oder auf die Taufe hinführt und das ließe manche Differenzen möglicherweise in einem anderen Licht darstellen.

2. Damit zusammen hängt der Wunsch nach einer größeren Sensibilität oder einem größeren Realismus in den aktuellen Debatten innerhalb der katholischen Kirche, wenn es um die berechtigten Fragen nach *gelebter Synodalität* und der *Beteiligung von Laien an Entscheidungsprozessen* geht. Denn dabei begegnet mir häufig eine nach meinem Eindruck wiederum idealisierende Gleichsetzung zwischen Getauften und Gläubigen, die der kirchlichen Wirklichkeit aber nicht entspricht. Hier sollte man die Diskrepanz wahrnehmen zwischen denjenigen, die zwar nach katholischem Verständnis aufgrund ihrer Taufe zur Kirche gehören, die aber den darin geschenkten Glauben an Gott nicht oder noch nicht angenommen haben. Ich verstehe die täuferischen Anfragen an die Praxis der Säuglingstaufe darum vor allem als Frage danach, wie ernst wir es in der katholischen Kirche nehmen, diejenigen, die die Taufe empfangen haben, intensiv zu begleiten, um ihnen zu helfen, dieses Geschenk der Taufe im Glauben anzunehmen und es zu leben, um

dann auch Verantwortung in der Gemeinde und der Kirche übernehmen zu können.

3. Ein weiterer Sachverhalt, der für mich in der Begegnung mit der Täuferbewegung noch einmal an Bedeutung gewonnen hat, ist die *Religionsfreiheit*. Die Erklärung über die Religionsfreiheit „*Dignitatis humanae*“ des Zweiten Vatikanischen Konzils ist sicherlich eines seiner wichtigsten Dokumente, weil damit dieses Grundrecht endlich auch von der katholischen Kirche als wesentliches Element des christlichen Glaubens anerkannt wurde. In diesem Zusammenhang frage ich mich, warum das Christentum nach der sogenannten „Konstantinischen Wende“ – von wenigen Ausnahmen abgesehen – so lange gebraucht hat, um dieses Grundrecht als wesentliches Element des Glaubens wahrzunehmen.

4. Und auch damit verbinden sich weitergehende Anfragen, die sowohl historisch wie systematisch weiter zu bedenken sind. Sie betreffen zum einen das Verhältnis von *Kirche und Staat* bzw. Kirche und Gesellschaft, und zum anderen, damit verbunden, die Frage nach der Verbindung von *Heil und Wahrheit*. Denn beides steht meiner Ansicht nach hinter der Tatsache, dass die durchaus legitime Unterscheidung zwischen Glaube und Unglaube, zwischen christlicher Lehre und Irrlehre, über Jahrhunderte hindurch verbunden wurde mit der Verfolgung oder zumindest Ausgrenzung derer, die diesen Glauben oder diese Lehre nicht teilen wollten. Was heißt das aber für das Selbstverständnis der katholischen Kirche, dass eine Überzeugung, für die Vertreter täuferischer Kirchen einst Verfolgung und Martyrium auf sich nehmen mussten, heute ausdrücklich von ihr als wesentliches Element des Glaubens vertreten wird? 500 Jahre Täuferbewegung – auch von katholischer Seite ein Anlass zu Dankbarkeit und Demut zugleich.

Priv. Doz. Dr. Burkhard Neumann ist Direktor am Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik in Paderborn und Fachreferent für Ökumene im Erzbistum Paderborn.